

HANS FALLADA

IN MEINEM FREMDEN LAND

Gefängnistagebuch 1944

aufbau



*Am 4. September 1944 wird Hans Fallada zur Beobachtung auf unbestimmte Zeit in die Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz eingewiesen, in ein Gefängnis für »geistesranke Kriminelle«. Sein Schicksal ist völlig ungewiss.*

*Nicht zum ersten Mal kommt dieser Sohn eines Reichsgerichtsrates hinter Gitter: 1923 und 1926 war er schon einmal wegen Unterschlagung zu sechs Monaten bzw. zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden. In beiden Fällen hatte seine Drogensucht eine entscheidende Rolle gespielt. 1933 hatte man ihn einer Verschwörung gegen die Person des Führers bezichtigt und für elf Tage in Schutzhaft genommen. Im Herbst 1944 ist der Vorwurf ein anderer: Fallada wird beschuldigt, am 28. August 1944 seine »geschiedene Ehefrau mit der Begehung des Totschlags bedroht zu haben«.*

*Die Scheidung war am 5. Juli 1944 ausgesprochen worden. Doch noch immer wohnte man gemeinsam auf dem Anwesen in Carwitz: Anna (Suse) Ditzen im Haus mit den drei Kindern, der Schwiegermutter und einer ständig wechselnden Zahl ausgebombter Bekannter und Verwandter, Hans Fallada in dem Gärtnerzimmer in der Scheune. An jenem Montag-nachmittag Ende August feuert der schwer betrunkene Fallada im Streit einen Schuss aus seinem Terzerol ab. Anna Ditzen entwendet ihm die Pistole, schleudert sie in den See und alarmiert Dr. Hotop, den Arzt aus dem benachbarten Feldberg. Sowohl Fallada als auch Anna Ditzen geben später zu Protokoll, dass der Schuss kein Tötungsversuch war. Dr. Hotop schickt den Landjäger, um seinen Patienten nach Feldberg zur Ausnüchterung zu bringen. Damit hätte die Angelegenheit ihr*

*Bewenden haben können, doch die Geschichte kommt einem übereifrigen jungen Staatsanwalt zu Ohren. Er besteht darauf, Hans Fallada in das Amtsgericht Neustrelitz zu überführen und ihn dort zu vernehmen. Am 31. August wird die »einstweilige Unterbringung des Beschuldigten in einer Heil- oder Pflegeanstalt« angeordnet. Am 4. September schließen sich die Tore der Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz hinter Hans Fallada. Für unbestimmte Zeit bringt man ihn auf die Station III, zu den unzurechnungsfähigen bzw. beschränkt zurechnungsfähigen Verbrechern. Er scheint am Ende zu sein: ein Alkoholiker, ein körperliches und seelisches Wrack, ein des Schreibens unfähiger Autor.*

*Doch Fallada nutzt die Haft zur Entgiftung – und zu literarischer Arbeit. Schon 1924, im Greifswalder Gefängnis, hatte er ein Tagebuch zur Selbsttherapie geführt. So bittet er auch dieses Mal um Schreibmaterial. Mit Erfolg. Man händigt ihm zweiundneunzig Bogen (184 Seiten) aus, etwa DIN-A4-Format, liniert. Neben einer Reihe von Kurzgeschichten schreibt Fallada den »Trinker«. Weil sein Roman über »Alkoholismus« unentdeckt bleibt, findet er am 23. September den Mut, seine Erinnerungen an die Nazi-Zeit aufzuschreiben. Er gehört zu den Dabeimgebliebenen, er hat die Jahre des Dritten Reiches in Deutschland verbracht, vor allem im ländlichen Mecklenburg, und »das Leben wie alle gelebt«. Nun will er Zeugnis ablegen. Gerade hier, im »Totenhause«, sieht er den Zeitpunkt für seine persönliche Abrechnung mit dem NS-Regime gekommen, auch seine Rechtfertigung für quälende Kompromisse und Zugeständnisse als Schriftsteller im Dritten Reich.*

*Im Herbst 1944 tritt der verheerende Krieg in seine letzte Phase, der Zusammenbruch Hitler-Deutschlands zeichnet sich immer klarer ab. Die Alliierten rücken von allen Seiten vor, amerikanische Truppen erreichen die Westgrenze des Deutschen Reiches, die Rote Armee dringt nach Ostpreußen vor. Zugleich verschärften sich der Terror und die Unterdrückungs-*

*maßnahmen des NS-Regimes innerhalb Deutschlands. Mit dem, was Fallada nun zu Papier bringt, riskiert er sein Leben.*

*Umgeben von »Mördern, Dieben und Sittlichkeitsverbrechern«, den Blicken der Wärter ständig ausgesetzt, schreibt er eilig und gehetzt, Zeile für Zeile befreit er sich von seinem Hass auf die Nazis und den Demütigungen vergangener Jahre. Dabei geht er bedacht vor, zur Tarnung und um Papier zu sparen, verwendet er Kürzel – »n.« steht da beispielsweise für »nationalsozialistisch«, »N.« für »Nazis« oder »Nationalsozialismus« –, die winzig kleine Schrift schreckt die Wärter obnehin, doch Fallada verschlüsselt weiter, stellt fertige Manuskriptblätter auf den Kopf und schreibt in den Zwischenräumen weiter, er dreht das Blatt, sooft es geht. Die gefährlichen Notate, Mikrographie und kalligraphisches Rätselwerk zugleich, werden zu einer Art »Geheimschrift«, die nur noch mühsam mit der Lupe zu entziffern ist.*

*Am 8. Oktober 1944, einem Sonntag, erhält Hans Fallada einen Tag Hafturlaub. Unter seinem Hemd schmuggelt er die geheimen Aufzeichnungen hinaus.*

23. IX. 44. An einem Januartag des Jahres [1933] saßen mein guter Verleger R.[owohlt] und ich in den Weinstuben von Schlichter zu Berlin bei einem heiteren Abendmahl. Unsere Ehegesponsten und einige gute Flaschen Steinwein leisteten uns Gesellschaft. Wir waren, wie es in der Schrift heißt, des guten Weines voll, und er hatte dieses Mal bei uns auch eine gute Wirkung getan. Bei mir war man dessen nicht immer sicher. Es war ganz unberechenbar, wie der Wein auf mich wirkte, meistens machte er mich streitsüchtig, rechthaberisch und prahlerisch. An diesem Abend hatte er das aber nicht getan, er hatte mich mit einer fröhlichen, leicht spottlustigen Laune erfüllt, und so gab ich den besten Gefährten

für R. ab, den Alkohol immer mehr in einen riesigen, zwei Zentner schweren Säugling verwandelt. Er saß, gewissermaßen Alkohol aus jeder Pore seines Leibes verdampfend, wie ein feurgesichtiger Moloch am Tisch, aber ein zufriedener, satter Moloch, während ich meine Späße und Geschichtchen zum Besten gab, über die sogar mein braves Eheweib herzlich lachte, trotzdem sie diese Dönekens schon mindestens hundertmal gehört hatte. R. war in jenem Zustand ange langt, in dem ihm sein Gewissen manchmal befiehlt, auch einen Beitrag zur Belustigung der Anwesenden zu leisten: er ließ sich dann manchmal von dem Kellner einen Sektkelch geben, den er dann Stück für Stück bis auf den Stiel mit seinen Zähnen zermalmte und völlig verzehrte – zum Entsetzen der Damen, die sich nicht genug darüber verwundern konnten, daß er sich kein bißchen dabei schnitt. Einmal habe ich es allerdings erlebt, daß R. bei dieser fast kannibalisch anmutenden Glasfresserei seinen Meister fand. Er ließ sich einen Sektkelch bringen, ein stiller sanfter Herr in der Gesellschaft tat desgleichen. Rowohlt verzehrte ihn, der Sanfte dito. Rowohlt sprach behaglich: »So! Das hat mir gut getan!« Faltete die Hände über dem Bauch und sah sich triumphierend in der Runde um, der Sanfte wandte sich an ihn. Er deutete mit dem Finger auf den nackten Glasstiel, der vor R. stand. Vorwurfsvoll fragte er: »Und den Stengel essen Sie nicht, Herr Rowohlt? Das ist doch das Beste!« Sprach's und fraß ihn, beim unauslöschlichen Gelächter der Runde. R. aber, um seinen Triumph gebracht, war stinkwütend und verzieh dem Sanften diese Niederlage nie!

Übrigens durfte man sich in R. nicht täuschen: wenn er auch der sanfteste Säugling war und kaum aus seinen Augenschlitzen mehr schauen zu können schien, war er doch hellwach, und vor allem rechnen konnte er, daß es ein Grausen war! Ich habe ihn einmal in Unkenntnis dieses Zustandes und in einiger Geldklemme – bei diesem Säuglingszustand

ein wenig über den Löffel balbieren und einen besonders günstigen Vertrag mit ihm schließen wollen. Ich sehe uns noch beide dasitzen und Speisekarten mit endlosen Zahlenkolonnen bedecken. Schließlich wurde der Vertrag in feuchtfrohlicher Stimmung abgeschlossen, und ich lachte mir ins Fäustchen über den endlich einmal reingelegten smarten Geschäftsmann, das Ergebnis war natürlich, daß ich der Hereingefallene war, und wie hereingefallen –! Rowohlt war selbst hinterher so erschrocken über diesen Vertrag, daß er mir den größten Teil seines Raubes freiwillig wieder heraus gab.

Aber an diesem Abend kam es weder zu Glasfressen, noch zu Geschäften. An diesem Abend herrschte eine behagliche, gesättigte Stimmung vor. Wir hatten die herrlichen eisgekühlten Salate Schlichters hinter uns, seine Bouille a baisse, seine Filets Stroganoff, seinen unübertrefflichen, alten Holländer Käse, wir hatten uns dann und wann zum Wein mit etwas Himbeergeist den Magen erwärmt und sahen nun den Spiritusflämmchen unter unseren vier Kaffeemaschinen zu, die uns unseren Mokka wärmten, während wir ab und zu noch gelassen, aber genußreich einen Mundvoll Wein nahmen. Wir hatten auch allen Anlaß, mit uns und unseren Leistungen zufrieden zu sein. Wohl lag nun schon der »Welterfolg« des »Kleinen Mannes« hinter uns, wie alle Welterfolge immer bereits von einem noch größeren abgelöst werden, ich weiß es nicht mehr, war es »die gute Erde« von der Pearl Buck, oder das »Vom Winde verweht« der Mitchell. Ich hatte seitdem »Wir hatten mal ein Kind« geschrieben, was den Leuten nicht gefiel, obwohl es dem Autor sehr gefiel, und saß nun über dem »Blechnapf«. Vielleicht würde auch der »Blechnapf« kein neuer Welterfolg werden, das hatte Zeit, alles hatte Zeit. Es war die leichteste Sache von der Welt, einen Welterfolg zu erzielen, man mußte es nur wollen. Augenblicklich war ich mit anderen Dingen beschäftigt, die mich sehr interessierten: würde es mich eines Tages interessieren,